



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Sandvoß, Franz: Herders französische Reiseindrücke.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Nicht bloß eine Begleiterin der Cultur, sondern ein Bestandtheil derselben ist die Industrie, das Kunstgewerbe. Die einheimische Industrie hat bekanntlich wesentlich zur Machtentfaltung Preußens beigetragen. Wir erinnern bloß an Dreyse und Krupp. In Rußland werden immerwährend neue „nationale“ Erfindungen von Kriegsmaschinen geprüft — bewährt hat sich noch keine. Seit dem Jahre 1866 hat man nach einander vier Arten von Hinterladungsgewehren eingeführt, noch immer scheint man sich nicht für eins entschieden zu haben, vielleicht weil sie alle nichts taugen. Und wenn sie gut sind, wo soll man die Soldaten hernehmen, welche sie richtig handhaben? Fadjew verräth uns nicht nur, daß die Russen schlecht schießen, sondern auch, daß sie sich förmlich vor ihren eigenen Flinten fürchten. Natürlich! Sie sind für solche Naturkinder zu künstlich. Hauen und allensfalls Stechen ist allerdings viel einfacher und leichter zu begreifen. Darum die Vorliebe für das Handgemenge. — General Fadjew will Panzer eingeführt haben. Meint er denn, wenn ein schußfester, praktisch brauchbarer Panzer erfunden wird, daß die Russen ihn eher tragen werden, als wir im Westen? Wenn sie uns wirklich zuvorkämen, so kann er sich darauf verlassen, daß das mit untauglichen geschehe.

Von der wissenschaftlichen Intelligenz können wir ganz schweigen. Wenn es auch ein paar hochgebildete Offiziere als weiße Raben in der russischen Armee giebt, die reichen doch nicht für den Generalstab eines Heeres von mehr als einer Million aus. Und jeder Lieutenant muß sich mindestens auf einer Landkarte zurecht finden. Werden das die zu Officieren beförderten Unteroffiziere Moskowiens vermögen?

Nein, unerschöpflich ist zwar sein Männervorrath, drei Millionen Soldaten kann es immerhin stellen; und ganz Asien mag es wohl damit bezwingen; aber von den Culturstaaten Europas wird diese Flut ohnmächtig abprallen. Die Zeit des slawischen Weltreichs ist noch nicht da. Jetzt kommen erst recht die Germanen an die Reihe.

---

## Herders französische Reiseindrücke.

Ernst Raas hat zu Anfang dieses Jahres in d. Bl. aufgezeigt, wie Goethe in Straßburg sich der schroffen Gegensätze des französischen und des deutschen Geistes bewußt ward, wie der Widerwille gegen das Kalt-Vornehme und Greisenhafte

der ganzen französischen Literatur ihn lehrte, seine volle Kraft für die stark und mächtig in den Saft tretende deutsche einzusetzen.

Es liegt nicht aus dem Wege, einen Blick auf Herder zu werfen, dessen Urtheil an Goethe's Befehrung von großem Einfluß gewesen sein wird. War doch Herder erst kürzlich von seiner französischen Reise zurückgekehrt und noch voll von den empfangenen Eindrücken.

Leider ist freilich Herder kein Goethe. Es ist ihm ganz unmöglich, ruhig zu observiren, die Dinge auf sich wirken zu lassen. Die Reflexion, schon vorher thätig, zerstört ihm jeden reinen Genuß, läßt ihn alles und jedes nur als Studie, als Mittel zu unausführbaren gigantischen Darstellungen betrachten, die er sich heute zutraut, an denen er morgen verzweifelt. Man weiß, wie antipathisch diese gährende Natur, die bei aller Fülle des Wissens, bei aller Schärfe des Urtheils an nichts ein Genügen, eine ruhige Freude hatte, auf Goethe schließlich wirkte. Ein wie reiches Bild französischen Lebens würde uns Goethe gegeben haben, wie dürftig an Stoff sind die Aufzeichnungen Herders! Man darf sogar zweifeln, ob Herder wirklich reicher an Anschauungen Frankreich verlassen habe, das er mit längst fertigen Vorstellungen betreten. Nirgends eine Andeutung, dieses oder jenes sei ihm unerwartet, überraschend oder auch nur anders erschienen, als er es sich vorgebildet hatte. Herder gehört zu den unverbesserlichen Büchermenschen, die man durch die ganze Welt schicken könnte und die doch überall nur das fänden und sähen, was sie bereits wußten und aus ihrer Lectüre sich abstrahirt hatten. Dabei kennt er sich ziemlich. Hundertmal bejammert er die Verhuzung durch Bücher. „Durch Bücher lernt man alles elend kennen.“ Er schilt sich „ein Tintenfaß voll gelehrter Schriftstellerei — ein Repositorium voll Papiere und Bücher, das nur in die Studirstube gehört.“ Er verachtet seine frühere literarische Thätigkeit: „in kritischen, unnützen, groben, elenden, Wäldern verlierst du das Feuer deiner Jugend“ u. s. w. und gleichzeitig sinnt er darauf, wie er durch diesen und jenen Aufsatz die „kritischen Wälder“ ergänzen und vervollständigen müsse, wie er sich durch eine neue Bearbeitung der ganzen Sammlung dem Publicum in reinerer Gestalt empfehlen wolle. Ein rechter Beweis, daß Selbsterkenntniß uns von erkannten Gebrechen nicht erlöst.

Aber gleichwohl. Schon der tiefe Bezug auf Goethe gibt seinen Meinungen ein Recht gehört zu werden. Mag man — und wir thun es unbedenklich — Herder für unendlich viel weniger originell halten, als er sich selbst vorkam, auch die in's Großartige gesteigerte Conceptionskraft einer weiblich angelegten Seele befähigte ihn zu tief greifender Wirkung auf seine Zeitgenossen. Nicht schwer dürfte fallen, die Herder'schen Urtheile über französische Volksart und Literatur auf Lessing'sche Anregungen zurückzuleiten.

Hat ihn doch die Reise nicht einmal toleranter gemacht, als sein großes Vorbild, dessen Ruhm ihm so oft die Laune trübte.

Zu derjenigen objectiven Würdigung französischen Wesens, die an die fremde Nation nicht die Maßstäbe der heimischen Vorstellungen von Ehre, Schicklichkeit, Größe, Tugend und Laster, Anmuth und Würde heranbrächte, hat sich nicht einmal Lessing erhoben, wie viel weniger Herder. Dazu kommt der unzerstörbare Hang des Kritikers, der ein gegebenes Werk nicht mehr als solches hinnehmen will, sondern sich die eigentlich insipide Frage vorlegt: wie würde ich das Ding angefaßt haben! Das will ja kein Mensch wissen, nützt keinem.

Von Herder kann man lernen, wie man nicht reisen sollte. Wer wird sich die schöne Zeit so verderben, wie er! Die Zeit, die zum Sehen und Hören gegeben ist, auf Lectüre verwenden. Um die Buffon's und Nollet's recht schätzen zu lernen, reist man doch nicht nach Frankreich, das kann man zu Hause; in den Gainen von Nantes irrt man doch nicht mit Thomas' Eloges herum, wenn man sich vorgesezt hatte, Land und Leben zu sehen.

Herders französisches Reisejournal enthält wenig, was er nicht in Sibirien mit eben so gutem Grunde hätte aufzeichnen können. Lange, lange Pläne zur Reform des Nigaischen höheren Schulwesens, tumultuarische Gedanken über die Politik Rußlands, über eine von ihm zu verfassende „Universalgeschichte der Bildung der Welt,“ psychologische Excurse und Gott weiß was alles. Er will mehr als Luther und Calvin für Livland werden, er will ein Journal gründen „Jahrbuch der Schriften für die Menschheit.“ Er will Menschenkenntniß sammeln, dabei aber auch lesen „Menschheitsschriften, in denen Deutschland jezt (Herder landete in Frankreich am 15. Juli 1769 und reiste aus Paris im December) seine Periode anfängt, und Frankreich, das ganz Conventio und Blendwerk ist, die seinige verlebt hat.“ Mit diesem Vorurtheil betritt, in diesem Vorurtheil bestärkt, verläßt er den Boden Frankreichs. Wir haben es oft gehört, oft nachgesprochen; Goethe hat es angesteckt, doch nicht so eingenommen, daß er nicht später freudig anerkannt hätte, was wir von den Franzosen Gutes und Schönes lernen können.

Herder ahnt, was die gründliche Erlernung der französischen Sprache, die gleich nach der Muttersprache folgen soll, für die Jugendbildung sein kann, aber der Born auf den Despoten Friedrich den Großen von Preußen, der so ungerecht die deutsche Literatur verwarf, läßt ihn gleich wieder einen Dämpfer auflegen. Von der Sprache Frankreichs heißt es: „sie ist die allgemeinste und unentbehrlichste in Europa, sie ist nach unserer Denkart die gebildetste: der schöne Styl und der Ausdruck des Geschmacks ist am meisten in ihr geformt und von ihr in andere übertragen; sie ist die leichteste und

einförmigste, um an ihr einen Praegustus der philosophischen Grammatik zu nehmen, sie ist die ordentlichste zu Sachen der Erzählung, der Vernunft und des Raisonnements. Sie muß also — unmittelbar auf die Muttersprache folgen und vor jeder andern, selbst vor der lateinischen, vorausgehen. Ich will, daß selbst der Gelehrte besser Französisch, als Latein könne!“ Damit halte man aber zusammen: „Derselbe Geist der monarchischen Sitten, den Montesquieu an seiner Person so augenscheinlich malt, herrscht auch in ihrer Sprache. Tugend, innere Stärke, hat diese wenig, wie die Nation; man macht mit dem Kleinsten das Größeste, was man kann, wie eine Maschine durch ein Triebrad regiert wird. — Originalität hat sie nicht so viel (!); aber das, was Ehre (Montesquieu's Princip der Monarchie) auch hier heißt, das Vorurtheil jeder Person und jedes Buches und jedes Wortes, ist Hauptsache. Ein gewisser Adel in Gedanken, eine gewisse Freiheit im Ausdruck, eine Politesse in der Manier der Worte und in der Wendung: das ist das Gepräge der französischen Sprache, wie ihrer Sitten. Nicht das, was man andern lehrt, ist Hauptmine, sondern das, was man selbst weiß und lehren kann; was man sich selbst schuldig ist, und das weiß keiner vortrefflicher als Voltaire und Rousseau, so sehr es der letzte auch verleugnet und so gräulich verschieden sie auch sind. Sie sind's doch, der erste eitel und frech auf sich, der andere stolz und hochmüthig auf sich; aber beide suchen nichts so sehr, als das Unterscheidende (Herder meint wohl, sie wollen jeder auf seine Art neu und singular sein). Nur jener glaubt sich immer schon unterschieden zu haben und versteht sich bloß durch Wiß; dieser durch seine unausstehliche, immer unerhörte Neuigkeit und Paradoxie! So sehr Rousseau gegen die Philosophen sichts, so sieht man doch, daß es auch ihm nicht an Wichtigkeit, Güte, Vernunft, Nutzbarkeit seiner Gedanken gelegen ist; sondern an Größe, Außerordentlichem, Neuem, Frappantem. Wo er dies finden kann, ist er Sophist und Vertheidiger, und daher haben die Franzosen auch so wenig Philosophen, Politiker und Geschichtschreiber; denn diesen drei Leuten muß es bloß an der Wahrheit gelegen sein. Was aber opfert nicht Voltaire einem Einfall, Rousseau einer Neuigkeit und Marmontel einer Wendung auf!“ —

Es ist nicht unsere Absicht, diese Urtheile auf das Maß des Wahren zu reduciren, das sie gewiß enthalten, nur das wollen wir nicht verschweigen, daß die Grundtendenz des Voltaire'schen Geistes doch arg verkannt wird, wenn man nicht anerkennt, daß die uns unmoralisch erscheinende Taktik, welche die strenge Wahrheit dem Wiße opfert, doch im Dienste eines Enthusiasmus für reinste Zwecke der Wahrheit steht. Auch Heine, der so gern ein Bißchen den deutschen Voltaire spielte, redet einmal von einem Jesuitismus im Dienste

der Freiheit. Wir sagen nicht, daß der Zweck das Mittel heiligt, aber er entschuldigt es.

Daß Frankreich keine Politiker hervorbringen könne, ist eine durch die Geschichte, die Herder erlebte, zu deutlich widerlegte Ansicht. Herder erkannte aber auch in den zum Theil großartigen Leistungen der Aufsätze der Encyclopädie nichts als ein Zeichen der Auflösung. Er schweigt von d'Alembert und seiner gewiß philosophischen Einleitung. Hören wir ihn über dieses Werk, von dem man sagen kann, daß es die Revolution zwar nicht gemacht oder auch nur gefördert, aber doch signalisirt habe, so möchte man annehmen, daß er es noch wenig kannte.

„In Frankreich wird man bald so weit sein: wenn die Voltaire und Montesquieu todt sein werden, so wird man den Geist der Voltaire, Bossuet's, Montesquieu, Racine u. s. w. so lange machen, bis nichts mehr da ist. Jetzt macht man schon Encyclopädien: ein d'Alembert und Diderot lassen sich dazu herunter, und eben dies Buch, was den Franzosen ihr Triumph ist, ist für mich das erste Zeichen zu ihrem Verfall. Sie haben nichts zu schreiben und machen also Abrégés, Dictionaires, Histoires, Vocabulaires, Esprits, Encyclopädien u. s. w., die Originalwerke fallen weg.“ Es ist, als wenn Herder seine eigene unglückliche Allermeltsbildungstendenz geißeln wollte, die ihm allerdings schwere Stunden gemacht hat.

Es steht ihm als Dogma fest, einmal, die ganze französische Litteratur-Epoche ist gemacht, zweitens: es ist aber jetzt gründlich aus damit. Und auch in der vorübergegangenen ist nichts echtes, ursprüngliches, wahres, natürliches, er sieht überall, und hier ist die Nachwirkung Lessings am deutlichsten, Entlehnung, verzerrte Nachbildung, ein faux brillant, Esprit an Stelle der Empfindung, Galanterie an der der Liebe, steife und frostige Grandezza statt der wahren Anmuth. Wir begreifen das alles bei Lessing, der Frankreich nicht sah, der, auch persönlich gegen Voltaire geneigt, und ausgehend von dem erhobenen Anspruch, die classische Tragödie der Franzosen übertriffe die der Griechen, diesen, wie man in Berlin sagt, den Zahn auszog; wir vermiffen aber in Herder die Fähigkeit unbefangen zu sehen. Wäre auch wirklich alles ohne Einschränkung wahr, wie ungerecht bleibt immer, ein Volk nach vorübergehenden literarischen Leistungen allein zu charakterisiren! Stellen wir uns vor, was für öde und geradezu widerliche Epochen unsere Literaturgeschichte aufweist! Und wenn ein Franzose einmal aus der Natur unsrer Theater von heute und gestern den Culturstand der Deutschen im Jahre 1869 oder 1870 constatiren wollte, müßten wir uns nicht die Augen aus dem Kopfe schämen? Wo war da Eignes, echt Deutsches, wo war auch nur Grandezza und Feinheit, wo etwas anderes, als der feine Pariser Schlamme mit berlinischem Sande zu gemeinstem Schmutz zusammengefnetet? Wir stehen

nicht an, auszusprechen: in Herder steckt ein gut Theil des deutschen Gelehrten-Dünkels, der unfähig macht, gerecht zu sein. „Der ganze französische Parnas ist aus Spanien und Italien gestohlen.“ Das klingt ganz schön und ist doch nur eine Scheinwahrheit. Man könnte ebensogut den Götz eine Entlehnung aus Shakespeare schelten, man könnte mit mehr Recht der gesammten deutschen Literatur vorwerfen, daß sie auf den Anregungen und Mustern von Vorgängern und Nachbarn, bald der Italiener, bald der Franzosen, bald der Engländer und der Alten beruhe.

Am deutlichsten verräth Herder seine Voreingenommenheit gegen die Franzosen da, wo er sie persönlich beurtheilt. Ein unglückliches Beispiel wieder giebt ihm den Muth, den National-Charakter zu verdammen. Das wahrhaft Liebenswürdige der Franzosen, das unsre Soldaten auch in diesem erbitterten Kriege so tausendfach anerkannt und gepriesen haben, — davon haben wir keine Erwähnung in dem ganzen Reise-Journal gefunden. Herder hat in Nantes den Besuch eines langweiligen Pöpsels. Er schildert ihn und fährt fort: „Und wirklich, an diesem Charakter war recht das Französische zu sehen, was nichts als Gleißnerei und Schwäche ist. Seine Höflichkeit war politesse und honneteté, oft auswendig gelernt und in Worten. — Seine Geschäftigkeit war leicht, aber auch um nichts: Briefe schreiben wie Wasser; es waren aber auch gewässerte Briefe. — Seine Delikatesse war todte Ordnung, z. B. Symmetrie auf dem Tische, oder Faulheit, seine Ruhe Gedankenlosigkeit, sein Urtheil eine Versicherung voriger Jahre, über die er weiter nicht dachte, sein Widerspruch oft der simpelste Gegensatz ohne Umschweif und Gründe: kurz, bei allen guten Seiten die abgebrauchteste, entschlafenste menschliche Seele, die Gähnendes genug hatte, um zehn Andere um sich einzuschläfern und gähnend zu machen.“ So sieht also unserm grämlichen Hypochonder „der rechte Franzose“ aus!

Dem Mitgetheilten ganz entsprechend sind seine Bemerkungen über das Theater. Er habe in den Theaterstücken, sagt er, Welt, Jahrhunderte, Nation gesucht und immer nur „französische Nation“ gefunden. Er hätte auch nichts weiter suchen sollen, muß man sagen. Er sucht vergebens „Menschheit,“ findet Künstlichkeit im Kleinen, nichts Großes, keine Simplicität („der wahre Ausdruck der Leidenschaft ist Simplicität“ diese von Goethe gefaßte Lehre läuft hier mit unter!), keinen menschlichen Ausdruck, keine Freude, Zaire (vergl. Lessing) — Galanterie, Tancred — Chevalerie, aber nicht wahre, Semiramis — alles Pracht, Pomp fürs Auge u. s. w. „Ich habe ganze Stücke gehört und keinen unarticulirten Schrei der Natur und Leidenschaft gefunden, der natürlich wäre, Stücke gesehen und keine Bewegung, keinen Tritt gesehen, der stumm gerührt hätte.“

„Tragödie ist nicht für Frankreich — alles ist fremde Natur — fremder

Auftritt — fremde Leidenschaft — fremde Welt.“ „Tragödie ist selbst nicht für Monarchien wie Frankreich.“ „Tragödie ist am wenigsten für französische Sprache.“ Doch giebt er wenigstens so viel zu, daß er das Französische zu wenig lebendig verstehe, um alles Rührende und Melodiöse in ihren Worten zu finden. „Jetzt verstehe ich nur französisch für das Auge, nicht fürs Ohr, fürs Herz!“

Am übelsten kommt die Oper fort. „Ein Tauber, der sähe, und ein Blinder, der hörte, wer hätte mehr von der Oper? Jener bei der französischen, dieser unstreitig bei der italienischen.“ „Ueberall sehe ich gleichsam das Principium der französischen Nation Ehre“ (diese unglückliche Vocabel des Montesquieu hat Herdern alles freie Schauen getrübt!). „Demgemäß verlange man Götter, Heldenliebe, keine menschliche, rührende, fortreibende, eine excès de l'ardeur d'un Heros, objets des flammes mit attraits und charmes vainqueurs, Gefängnisse und Entführungen, lauter Roman- und Turnierheldenliebe, die so ganz nach dem Jahrhundert Ludwig XIV. schmeckt, als dies sich in die ganze Literatur der Franzosen eingeprägt hat.“ Leider war die deutsche Oper mit Empfindung (großer Zweck!) erst eine „neu zu schaffende.“

So ist Herder, der, das muß ihm bleiben, richtig die Schwächen einer „geschmackvollen“ und „prächtigen“ Kunst erkannte und mit so großem Erfolg auf den tieferen Grund, die Natur und echte Simplicität drang, gar bald in Paris des französischen Wesens „herzlich satt.“ Wir verdanken seiner Reise eine Vertiefung seiner richtigen Kunstseinsicht, aber wir hüten uns vor seiner Einseitigkeit und Ungerechtigkeit. Wir haben eben jetzt mehr als je die Neigung dazu. Machen wir es den Franzosen, die, wie sie selbst wissen, so viel von uns zu lernen haben, nicht durch absprechenden Hochmuth und oberflächliche Urtheile schwer, sich mit uns zu vertragen. Schnurrige Käuze sind wir ja doch.

Franz Sandvoß.

---

## Die Reichsgesetzgebung und die Lage der Rechtslehre.

(Schluß.)

Viel entfernter von dem Ziele sind wir in dem bürgerlichen Recht und dem bürgerlichen Proceß. Hier ist der Rechtszustand ein anderer und in Folge dessen der wissenschaftliche Unterricht; in einer Verfassung, die sich Angesichts der neuen Verhältnisse gar nicht mehr aufrecht halten läßt.